

Testa Branca, der Tropeiro

Es war im Hochland des westlichen Santa Catarina. Vor der kleinen Kamp-Venda sattelte ich mein Pferd ab. Der Geschaeftsmann, ein Syrier, wies auf meine Frage nach dem Eingang zur Weide auf ein maechtiges Stangentor, gleich hinter dem Schuppen.

„Wie gross ist die Weide? Dicht?“

„Zehn Alqueiren... Ueberall vier Draechte.“

Zehn Alqueiren! Das waren hundert Morgen. Teufel auch! Da würde ich morgen früh wahrscheinlich ordentlich suchen koennen, bis ich mein Pferd wieder hatte. Pinienbaeume und Unterholz versperrten jede Sicht. Aber meinen treuen Schwarzsimmel die ganze Nacht angebunden stehen zu lassen, das waere eine Tierquaelerei gewesen.

Es kostete einige Anstrengung, das schwere Stangentor wieder zu schliessen. Als ich zurueckkehrte, wimmelte der Platz vor der Venda von Pferden und Maultieren. Eine „tropa“ war eingetroffen. Die meisten Tiere - es mochten an die dreissig sein - trugen leere Tragsaettel, der Rest war mit Mehl- und Salzsaecken und mit Petroleumkisten beladen. Eine Herva-Tropa, die Herva-Tee zur Station gebracht hatte und nun mit den Einkaufeufen zurueckkehrte. Ob der hochgewachsene Mann, der so garnicht brasilianisch ausschaute, wohl der Besitzer oder nur der Fuehrer der Tropa war? Gleich seinen drei Begleitern sattelte er die Tiere ab.

„Eine Flasche Cachaça“, rief er dem Geschaeftsmanne zu, der eilends den verlangten Zuckerrohrschnaps herbeibrachte. Mit ihm uebergoss der „Tropeiro“ die offenen Druckstellen, die einige Tiere auf dem Ruecken aufwiesen. Die von den Lasten befreiten Tiere waelzten sich mit Wohlbehagen auf dem Boden. Mit lauten Rufen trieben die drei Knechte sodann die Tiere durch das geoeffnete Stangentor. Sie folgten der mit einer Glocke versehenen Leitstute, um grasend in der lichten Pinienwaldung sich zu zerstreuen.

Als es dunkelte, lud der Geschaeftsmann zum Essen, das auf dem Ladentisch aufgetragen war. Zu jeder Seite stand eine Bank, auf der die Gaeste sich niedersetzten. Zu Fuessen des Tropeiros legte sich eine grosse Schaeferhuendin nieder, die sich jedoch etwas muehsam wieder erhob, um mich zu beschupern. Sie liess es sich gefallen, dass ich ihr ueber den langen, spitzen Kopf strich. Ein leichtes Laecheln umspielte den Mund des Tropeiro.

„Diana!“ Das Tier kehrte an die Seite seines Herrn zurueck, der ihm einen grossen Teller mit Futter zuschob.

Verstohlen betrachtete ich mein Gegenueber. Aus einigen Bemerkungen hatte ich den Schluß ziehen koennen, dass der hochgewachsene Mann in der Tat der Besitzer der „Tropa“ war, die ein nettes, rundes Kapital darstellte.

„Habt Ihr kein Licht? Man findet ja kaum den Teller mehr“, fragte der Tropeiro.

Der Schein des kleinen Laempchens, das der Geschaeftsmann eilfertig herbeibrachte, gestattete mir, das Antlitz meines Gegenuebers besser zu erkennen. Energisch geschnittene Zuege, zu denen die dunklen, vertraeumt blickenden Augen nicht recht passen wollten. Von den Augen herab war das Gesicht tief gebraeunt. Seltsam stach die weisse Stirn gegen diese Bronzefarbe ab. Der Mann mochte im Anfang der Vierziger stehen.

Mit einem „Gute Nacht“ verliessen die Knechte den Raum. Mein Gegenueber rollte sich eine Maisblattzigarette und zuendete sie an. Nachdenklich blies er den wuerzigen Rauch vor sich hin.

„Was hat Sie in diesen verlorenen Winkel Brasiliens gefuehrt?“ fragte er mich ploetzlich auf deutsch.

„Ein Landsmann? Das haette ich kaum vermutet.“

„Sieht man mir das nicht an? Ja, ja, wenn man so an die zehn Jahre im Walde steckt! Aber bei Ihnen wusste ich es schon bei dem ersten Wort, das Sie mit dem Syrier wechselten, dass ich einen Landsmann vor mit hatte.“

Der Geschaeftsmann hatte das Geschirr fortgeraeumt. Betten gab es nicht.

„Machen Sie es sich auf dem Ladentisch bequem!“ lud der Syrier ein.

Mein Gegenueber mass mit den Augen die Laenge des ungefuegen Tisches.

„Wir beide? ... Dann muessen wir unsere Kniee hoellisch anziehen. Da lege ich mich lieber unter das Verandadach schlafen.“

Ich war der gleichen Meinung. Der Aufenthalt in dem kleinen Geschaeftsraum mit seinen verschiedenartigen Geruechen von Petroleum, getrockneten Wildfaellen und muffigen Bohnen war, weiss Gott, nicht einladend. Sattel, Reitpelze und Poncho gaben auf dem trocknen Boden unter der Veranda ein weit besseres Lager als auf dem Ladentisch.

Auf den Reitpelzen sitzend, den Ruecken an die Hauswand gelehnt, schlueferten wir unsern Mate und kamen ins Plaudern. Der Zweck meiner Reise war, im Auftrage eines Landbesitzers festzustellen, wieviel „intrusos“ auf dem Lande zwischen dem Rio Três Voltas und dem Rio Santa Teresa saessen. Unter „intrusos“ versteht man Leute, die sich auf einem Lande ansaessig gemacht haben, das ihnen nicht gehoert. Meine Aufgabe erweckte das Interesse meines Gefaehrten.

„Wozu will der Mann das wissen?“

„Es ist die Rede von einer Kolonisation mit Einwanderern.“

„Auf dem Land da? Alles miserables Land, lauter Pinien- und Hervastraecher. Die Leute muessen darauf verhungern. Haben Sie bei den ‚intrusos‘ verlauten lassen, welchen Auftrag Sie haben?“

Ich verneinte; der Landbesitzer hatte mir ausdruecklich eingeschaeft, den Leuten nichts ueber seine Absichten zu sagen.

„Daran haben Sie gut getan. Haetten die Caboclos etwa gemerkt, um was es sich handelte, man haette Ihnen die ‚rote Krawatte‘ verpasst.“ Er machte die Bewegung des Halsabschneidens. „Die Leute wehren sich von dem Lande heruntergetrieben zu werden, wenn es ihnen auch zehnmal nicht gehoert. Seien Sie vorsichtig. Ich kann Ihnen da vielleicht etwas helfen, kenne die ganze Ecke bis zur Grenze. Was haben Sie bisher festgestellt?“

Ich zog mein Notizbuch hervor und zaehlte die Namen der Familien auf, die ich festgestellt hatte.

„Stimmt ungefaehr, fehlen noch die da oben an den beiden Fluessen.“

„Da wollte ich morgen hin.“

„Den Weg kann ich Ihnen ersparen. Ich weiss ungefaehr, wer dort alles sitzt.“

Er sann nach. Murmelte halblaut einige Namen vor sich hin. Ich notierte sie eifrig. Die Begegnung mit dem Tropeiro ersparte mir in der Tat einen dreitaegigen Ritt durch ein unsicheres Gebiet.

„Wenn Ihr Auftraggeber wirklich kolonisieren will, dann soll er gleich mit einer Kompanie Polizeisoldaten und einigen Maschinengewehren kommen. Sonst duerfte er die ‚intrusos‘ nicht herunterbringen. Sagen Sie ihm, der Tropeiro ‚Testa Branca‘ liesse ihm das sagen. Er hat vielleicht schon von ihm gehoert.“

Er zuendete sich eine frisch gewickelte Zigarette an und sah in das zauberhaft schöne Landschaftsbild, das sich vor uns ausbreitete. Ueber den von dem naechtlich blauen Himmel sich schwarz abhebenden Pinien war als eine grosse leuchtende Scheibe der

Mond aufgegangen. Im blaueulich weissen Lichte dehnte sich der leicht gewellte Kamp vor uns aus. Ueber den Baeumen und Bueschen lag ein silbernes Leuchten. Der leichte Wind, der zu uns herueberstrich, trug einen schweren, suessen, fast betauebenden Duft mit sich.

„Testa Branca!“ Den Namen hatte ich schon gehoert. Das war also der seltsame Deutsche, der mitten im Urwald allein unter den Caboclos lebte! Wahrscheinlich hatten diese ihm auch wegen seiner weissen Stirn den Beinamen gegeben, unter dem er weit und breit bekannt war.

„Wie duftet doch der Flieder.“ Ungewoehnlich weich klang seine Stimme.

„Flieder?“

„Flieder, nein, den gibts hier nicht.“ Er strich sich ueber die Stirn. „Es ist der Cipó, jene Schlingpflanze, die dort drueben den Canella-Baum umwuchert ... Er blueht ... Was fuer ein Duft! Seltsam, wie solche Duefte alte Erinnerungen wecken.“

Ich wagte eine Frage; meinte, dass dieses Leben im Wald fuer einen Menschen, der an Kultur gewoehnt sei, einem Lebendigbegrabenwerden gleich kommen muesse.

„Das meint man so, wenn man den Wald nicht kennt“, entgegnete er. Ironie schwang in seiner Stimme mit. Natuerlich fuer die, die nur im Grosstadttrubel „das Leben“ sehen, mag es wohl stimmen... Aber ich hoere aus Ihrer Frage etwas anderes heraus. „Sie moechten gern wissen, was mich so tief in den Wald getrieben hat? Stimmts?“

Etwas betreten, war ich um eine Antwort verlegen.

„Warum soll ich es Ihnen nicht erzaehlen“, fuhr er fort. „Ich halte mich nicht vor den Armen der Justiz verborgen, wie so manche hier im Walde. Gewiss: damals, als ich die alte Heimat verliess, haette ich mir nicht träumen lassen, dass sich mein Leben so gestalten wuerde. Dort hatte ich nach dem grossen Kriege kein [sic] [keine] Aussicht auf eine Existenz, nicht einmal auf das taegliche Brot. Draussen in der Welt sollte es ja noch Raum und Brot geben. Also schrieb ich an einen Schulkameraden, der schon vor dem Kriege auswanderte. Seine Antwort verhies goldne Berge. Aber als wir, meine Frau und ich, im Lande der Verheissung ankamen, sah es doch anders aus. Die glaenzende Ingenieurstelle, die er angeblich bekleidete, war in Wirklichkeit eine Propagandistenstelle fuer eine Kolonisationsgesellschaft. Als ich einmal darauf anspielte, erzaehlte er mir etwas von den schwarzen Listen der Englaender, durch die er waehrend des Krieges seine Stellung verloren habe. Eine passende Arbeit konnte ich nicht finden. Was nuetzten alle meine Kenntnisse, wenn ich die Landessprache nicht konnte. Mein alter Schulkamerad Brecht redete uns eifrig zu, auf die Kolonie zu gehen, dort wuerde sich eher etwas Geeignetes finden lassen. Es blieb uns schliesslich auch nichts weiter uebrig, wollten wir nicht unser Geld mit dem ewigen Warten im Hotel aufbrauchen.“

Der Direktor des Kolonisationsunternehmens, auf dessen Laendereien wir uns niederliessen, war ein junger Mann, anfangs der Dreissiger. Es hiess, er sollte der Sohn eines verkrachten Fazendeiros sein; verwandtschaftlichen Beziehungen haette er die Stellung zu verdanken. Er verstand etwas Deutsch, sprach es aber nicht. Nur „huebsche Maedchen, schoene Frau“, das konnte man oefters von ihm hoeren. Dagegen sprach er glaezend franzoesisch. Seine Eltern hatten frueher in Paris gelebt, wo er auch erzogen worden war. Es ging die Rede, dass er verheiratet sei, aber niemand wusste, wo seine Frau lebte.

Ich kaufte eine Kolonie mit 3000 Kaffeestraeuchern. Alter Bestand, der keine Vollernten mehr gab. Aber damals waren die Preise fuer Rohkaffee noch hoch, gute Einnahmen standen also in Aussicht. Mir gefiel das freie Leben, man war unabhaengig. Nur meine Frau konnte sich nicht hineinfinden, sie stammte aus der Stadt und hatte nie auf dem Lande gelebt. Einige Male besuchte uns Brecht, wenn er mit einem

Einwanderertrupp einkam. Er hoerte sich die Klagen meiner Frau an und versprach zu helfen. Eines Tages bot er mir dann im Auftrage des Koloniedirektors eine leitende Stelle beim Strassenbau an. Mit der Landessprache hatte ich mich inzwischen etwas vertraut gemacht. Brecht, schlug vor, dass meine Frau mitginge, um mit ihrem Franzoesisch, das sie ziemlich gut sprach auszuhelfen, da er nicht wusste, ob er gerade anwesend sein koennte, um als Dolmetscher zu fungieren.

Am Vormittag des naechsten Sonntags sprachen wir bei dem Koloniedirektor vor. Er empfing uns mit der bestrickenden Liebenswuerdigkeit, die dem gebildeten Brasilianer eigen ist. Ich musste leider feststellen, dass mein Portugiesisch noch sehr mangelhaft war, daher wurde die ganze Verhandlung durch Vermittlung meiner Frau in Franzoesisch gefuehrt. Wir kamen schnell zu einem Abschluss. Der Direktor sicherte mir ein Monatseinkommen zu, das die ganze Jahreseinnahme aus der Kolonie uebertraf. Fuer die in Aussicht genommene Arbeit kamen mir meine Kenntnisse der polnischen Sprache zustatten, da die Arbeiter fast saemtlich Polen waren, die durch Wegebauarbeit den Kaufpreis ihrer Kolonien abarbeiteten.

Der Direktor stellte uns ein Wohnhaus, nicht weit vom Direktionsgebaeude, zur freien Verfuegung. Er glaube doch nicht, meinte er, dass meine Frau allein auf der abgelegenen Kolonie leben wolle. Bald darauf siedelten wir ueber. Mein Kolonielos erwarb ein Italiener. Er zahlte mir die Anzahlung zurueck und uebernahm die Restschuld.

Das uns zugewiesene Haus war geraeumig und in gutem Zustande. Meine Frau verstand es mit geringen Mitteln recht wohnlich einzurichten. Wir konnten mit unserer Lage wirklich zufrieden sein. Meine Arbeitsstaette lag etwa zwanzig Kilometer vom Direktionssitz entfernt. Das bedeutete, dass ich am Montag frueh fortreisen musste und erst am Sonnabend gegen Nacht wieder nach Hause kam. Ich war also die ganze Woche ueber abwesend. Den Sonntag verlebten wir zusammen.

So verging ein halbes Jahr, meine Kenntnisse im Brasilianischen hatte ich gut vervollkommen koennen. Nach Beendigung dieses Strassenbaues stellte mir der Direktor einen weiteren in Aussicht. Unsere Zukunft schien gesichert.

Eines Sonnabends, als ich vom Lager zurueckkehrte, ueberraschte mich meine Frau mit der Mitteilung, sie habe den ersten Preis in einer Wohltaechtigkeitslotterie in São Paulo gewonnen. Sie schob mir ein kuenstlerisch gearbeitetes Lederetui zu. Auf blauem Samtkissen lag ein breites goldenes Armband, das eine goldene Damenuhr umschloss. Der Rand der Uhr war mit kleinen Diamanten besetzt, von einem Platinrand festgehalten. Es war jedenfalls ein sehr kostbares Stueck, das fuer gewoehnliche Sterbliche kaum erschwinglich war.

Erstaunt sah ich sie an: „Du hast mir nichts davon gesagt, dass du ein Lotterielos gekauft hast. Noch dazu von einer Wohltaechtigkeitslotterie... Da kann ich dir nur gratulieren, dass du so ein Glueck gehabt hast.“

Nun erzaehlte sie, wie sie dazu gekommen waere; sie haette ganz vergessen, es mir zu sagen. Im letzten Monat, als sie meine Monatsabrechnung im Buero abgegeben, haette der Direktor ihr zehn Lose in die Hand gedrueckt, seine Schwester, die Frau eines Paulistaner Kaffeekoenigs, sei Praesidentin eines Komitees, das sich den Bau eines Heimes fuer verwaerloste Kinder zum Ziel gesetzt habe. Um den Bau zu foerdern habe die Regierung eine Wohltaechtigkeitslotterie genehmigt. Seine Schwester habe ihn gezwungen, ihr hundert Lose abzunehmen, und da er wisse, dass er niemals etwas in den Lotterien gewoenne, verschenkte er die Lose. Andere koennten vielleicht mehr Glueck als er haben. Und so sei es auch gekommen. Vorgestern waere der Direktor von São Paulo zurueckgekommen und haette ihr mitgeteilt, dass eines ihrer Lose den ersten

Preis davon getragen habe, und man habe ihm die Armbanduhr ausgehaendigt, um sie dem Gewinner zu uebergeben.

Ein seltsames Gefuehl ueberkam mich: war das Wahrheit, was sie da erzaehlte, um den Besitz dieser kostbaren Uhr zu rechtfertigen, oder ...? Es war mir aufgefallen, dass sie an mir vorbeisah und vorbeiredete.

„Es scheint, dass du ueber mein Glueck mit dem Lotterielos nicht gerade erfreut bist.“ Ein schnippischer Unterton lag in ihrer Stimme. „Warum sollte ich es nicht sein? Nur hat dir das Glueck etwas in den Schoss geworfen, mit dem du wenig anfangen kannst. Das ist eine Uhr fuer die Frau eines Millionaers, die sich in Seide und Spitzen einhuellen kann, aber nicht fuer die Frau eines einfachen Strassenbauers, wie ich es nun leider einmal bin. Verkauf sie, und du kannst dir vieles andere dafuer kaufen, was nuetzlicher ist.“

„Ich sagte doch schon, dass ich sie in der Lotterie gewonnen habe“, erwiderte sie gereizt und nicht gerade logisch. „Ich kann also tun und lassen mit ihr, wie es mir gefaellt.“

„Natuerlich kannst du das. Wozu denn dieser aufgeregter Ton...? Ich mache dir keine Vorschriften in dieser Sache.... Aber eines moechte ich dir schon zu bedenken geben... Wenn du in Alltagskleidern diese Uhr spazieren traegst, dann gibt das genau dasselbe groteske Bild, als wenn mein Koch seine Arbeit mit einer seidenen Krawatte und einer dicken Diamantennadel drin verrichten wuerde.“

„Das ist wieder so eine deiner Ansichten...“ Hastig ergriff sie die Uhr und tat sie in den Schrank. „Dann mag sie meinerwegen hier verschimmeln!“ und gereizt verliess sie das Zimmer.

War es wirklich eine Veraenderung, die ich an meiner Frau glaubte wahrzunehmen? Sie schien zerstreut und war einsilbig in ihren Antworten. Ich fuehrte es auf das Alleinsein zurueck und schlug ihr vor, einige Wochen das Lagerleben mit mir zu teilen; eine passende Unterkunft liesse sich leicht herstellen. Sie schlug es rundweg ab und erklarte meine Idee fuer ausgefallen. Verstimmt ritt ich am anderen Morgen fort. Meine Frau war bereits nach dem Huehnerhof gegangen, ohne erst abzuwarten, bis ich mich von ihr verabschiedete; das hatte sie sonst nie getan.

Die Aufklaerung liess nicht lange auf sich warten. Einer der polnischen Arbeiter hatte sich schon wiederholt waehrend der Arbeit betrunken, sodass ich ihn zum Ausschlafen in die Baracke schicken musste. Als es in dieser Woche wieder und gleich zweimal geschah, drohte ich ihm, dass ich seine Entlassung veranlassen wuerde, wenn ich ihn noch ein einziges Mal betrunken bei der Arbeit antreffen wuerde. Denn schliesslich konnte ein Betrunkenener bei den Sprengarbeiten das Leben von einem Dutzend Arbeiter gefaehrden. In seiner Trunkenheit schleuderte mir der Mann hasserfuellt ins Gesicht, ich wuerde ihm damit nicht drohen koennen, wenn meine Frau nicht die Geliebte des Direktors waere; ich wuerde sonst genau so, wie er, hier mit Hacke und Schaufel an der Strasse stehen.

Das war ein Schlag ins Gesicht, der mir die klare Besinnung raubte. Ich stuerzte mich auf ihn und haette ihn wohl erwuergt, wenn man mir ihn nicht unter den Haenden weggerissen haette. Fast gewaltsam zog mich der Vorarbeiter am Arme fort und redete beruhigend auf mich ein, bis er mich in meinem Zelte hatte: Ich sollte die Worte des Mannes nicht so genau nehmen; von dessen Frau wuerde erzaehlt, dass sie mit Wissen des Mannes dem Direktor schon oefters gefaellig gewesen sei. Und das muesse schon stimmen, denn woher sollten sonst die seidenen Kleider und Struempfe, die farbigen Lackschuhen herkommen? - Nun war mir auch klar, was es mit der kostbaren Uhr auf sich hatte, die meine Frau in der Lotterie gewonnen haben wollte. Sie war natuerlich ein Geschenk des Direktors, und um die Sache zu bemaenteln, hatte er die Geschichte mit

dem Lotteriegewinn erfunden. Bei der Polin hatten seidene Kleider und Lackschuhe genuegt, bei ihr musste es schon etwas Kostbareres sein.

Ich wusste jetzt, dass der Betrunkene die Wahrheit gesagt hatte, und ich schaemte mich meines unbeherrschten Benehmens. Als der Vorarbeiter gegangen war, untersuchte ich meinen Revolver, sattelte mein Pferd und ritt im Galopp los. Gegen Mitternacht kam ich in meinem Hause an.

Alles still und dunkel. Kein Anschlagen des Hundes, der meine Frau nie von der Seite ging, wenn ich fort war, und nachts im Schlafzimmer lag. Weder auf mein Rufen noch auf mein Klopfen erhielt ich Antwort. Ich ging zum Direktionshaus. Auch dort war alles dunkel. Als ich mich der Veranda naeherte, kam in langen Saetzen ein Hund herunter gesprungen, der mit Freudegebellen an mir emporsprang. Es war Diana, unsere Huendin. Nun wusste ich, wo meine Frau war. Fast uebermaechtig war in mir das Verlangen, die Tuere zu erbrechen und die Beiden [sic] zu stellen. Aber schon auf der ersten Treppenstufe kam mir der Gedanke -, Wahnsinn, er wird dich fuer einen Einbrecher halten und dich niederschliessen wie einen tollen Hund.

Auf der Tuerschwelle unseres Hauses erwartete ich den Morgen. Die Huendin lag zu meinen Fuessen. Es war die qualvollste Nacht meines Lebens. Mir war zu Mute wie einem zum Tode Verurteilten, der die Stunde seiner Hinrichtung hinausgeschoben sehen moechte und doch wieder wuenscht, dass aller vorueber waere. Gegen Morgen verfiel ich in einen unruhigen Halbschlummer. Ich erwachte, als die Huendin sich bellend erhob. Leichte Schritte kamen um das Haus. Im naechsten Augenblick bog meine Frau, einen Schal um den Kopf geschlungen um die Ecke. Mit einem Aufschrei prallte sie zurueck.

Im gleichen Moment stand ich auf den Fuessen. Unwillkuehrlich hatte ich nach dem Revolver gegriffen, den ich neben mir auf der Schwelle gelegt hatte. Ein gellender Schrei: „Du willst mich toeten!“ Das war der Geständnis der Schuld. Sie wandte sich zur Flucht. In wenigen Saetzen holte ich sie ein und hielt sie am Arme fest.

„Nicht, wenn du die Wahrheit sagst...“

Sie wimmerte und suchte sich zu befreien. Im gegenueberliegenden Hause wurde ein Ladenaufgestossen. Eine Frau mit wirren Haaren sah zu uns herueber. Es war die Frau des polnischen Arbeiters.

„Geh ins Haus, wenn du der da nicht ein interessantes Schauspiel bieten willst.“

Sie gehorchte, versuchte die Tuere aufzuschliessen, aber ihren zitternenden Haenden entfiel der Schlüssel. Im Zimmer standen wir uns gegenueber. In mir war alles tot und kalt. Nichts mehr von dem Verlangen nach Rache, das mich die Nacht durchtobt hatte. Die Frau, die dort mit angstvoll geoeffneten Augen sich an die Wand lehnte, schien mir eine Fremde. Mit der Ruhe eines Untersuchungsrichters, der einen Tatbestand aufnimmt, fragte ich:

„Du hast die Nacht im Hause des Direktors verbracht?“

Sie antwortete nicht, wandte den Kopf ab, um meinen Blick zu vermeiden.

„Dann ist es also wahr, was sich die Leute erzaehlen, du seist die Geliebte des Direktors?“

„Die Leute?“

„Ja, die Leute. Oder glaubst du, dass es ein Zufall ist, dass ich heute hierher kam? Mitten in der Woche?“

„Mach mit mir, was du willst“, stiess sie ploetzlich hervor.

„Liebst du ihn?“

Liebe waere eine Entschuldigung gewesen. Sie presste den Mund zusammen, als wollte sie eine Antwort unterdruecken. Ich sah, wie sie litt. Vielleicht kam ihr erst jetzt die volle Tragweite ihres Handelns zum Bewusstsein. Schweigend sahen wir uns an.

Haette sie jetzt die Worte zu einer Bitte um Verzeihung gefunden, ich glaube, ich hatte ihr verziehen.

Drueben an der Wand tickte einfoermig die Uhr. Mir schien, als formte ihr Ticken immer das gleiche Wort. „Vorbei... vorbei...“ Waren Minuten oder Stunden unter diesem einfoermigen Ticken vergangen? Ich wusste es nicht. Es war an der Zeit, ein Ende zu machen.

„Wir sehen uns nicht wieder. Unsere Wege trennen sich heute. Du hast dein Los selbst gezogen. Was hier ist, bleibt dir. Auch mein ruckstaendiges Gehalt von drei Monaten. Ich werde durch das Konsulat Anweisung geben lassen, dass es an dich zu zahlen ist.“ Ich wandte mich zur Tuere. „Nur den Hund nehme ich mit.“

Einen Augenblick schien es mir, als wolle sie flehend die Haende heben. Es mochte wohl eine Tauschung sein. Nur der fassungslose Ausdruck in ihren Augen blieb.

Am naechsten Tag sprach ich auf dem Konsulat vor. Der Konsul nahm meinen Antrag auf Ehescheidung zu Protokoll.

„Es ist seltsam“, meinte er zum Schluss, „wie sich viele Frauen veraendern, wenn sie einmal den Aequator passiert haben. Wir wissen hier ein Lied davon zu singen.“

„Es sollte nicht zur Scheidung kommen. Ich hatte das Angebot eines Brasilianers angenommen, auf seinen weit im Inneren gelegenen Ländereien den Hervaschnitt zu beaufsichtigen. Daher erhielt ich erst nach vielen Monaten die Aufforderung des Konsulats, dortselbst in einer wichtigen Angelegenheit vorzusprechen. Ich reiste hin. Der Konsul uebergab mir einen Brief. Die Handschrift meiner Frau. Er enthielt nur wenige Zeilen. Eine Bitte um Verzeihung und ihrer nicht im Boesen zu gedenken. Der Konsul gab mir die Erklaerung zu diesen etwas raetselhaften Zeilen: Sie hatte sich das Leben genommen. Die Polizei der Hauptstadt hatte den Brief dem Konsulat uebersandt. Auf der Polizei erfuhr ich das Weitere. Man hatte sie tot neben einer Bank in den Anlagen gefunden; mit Zyankali vergiftet.

Die Hauswirtin, bei der sie gewohnt hatte, gab mir noch einige Auskunft. Ein Brasilianer habe fuer sie in ihrem Hause ein Zimmer gemietet, sei aber nie wieder gekommen. Sie habe versucht, sich mit franzoesischem Sprachunterricht etwas zu verdienen, auch einige Schuelerinnen gefunden, die aber nach kurzer Zeit wieder fortgeblieben waeren. Einige Male haette sie erzaehlt, sie habe Geld zu bekommen, was die Gesellschaft ihrem Manne schuldig sei. Es wuerde reichen, dass sie nach Deutschland zurueckreisen koenne. Sie haette ein paarmal darum geschrieben, aber das Geld waere nicht gekommen. Nein, Schulden haette sie keine hinterlassen. Zuletzt haette sie ihre kostbare Uhr verkauft, um von dem Erloes zu leben. Mit dem letzten Gelde haette sie noch die Pension bezahlt.

Ich besuchte ihr Grab. Ein Armengrab mit einer Nummer. Ich setzte die Exhumierung und ueberfuehrung nach dem Friedhof der deutschen Gemeinde durch. Sie sollte nicht hier unter dem Abschaum der Grosstadt den letzten Schlaf tun.“

Der Erzaehler bedeckte fuer einen Augenblick die Augen mit den Haenden.

„Von dem frischen Grabhuegel reiste ich dahin, wo die Tragoedie ihren Anfang nahm. Ich hatte eine Rechnung zu begleiten [sic], deren Quittung mit Blut geschrieben werden musste. Es blieb fuer mich jedoch nichts mehr zu tun. Mein frueherer Vorarbeiter erzaehlte mir, was sich seit meinem Fortgang ereignet hatte.

Sie habe nicht mit ihm zusammengelebt. Kurze Zeit darauf habe sie der Direktor fortgebracht. Mit einigen Einwandererfamilien sei er dann zurueckgekommen. Unter diesen sei auch ein junges Ehepaar gewesen, das erst kurz zuvor von Europa eingetroffen war. Man habe gleich bemerkt, dass sich der Direktor fuer die junge Frau interessiert habe. Geld, um eine Kolonie anzahlen zu koennen, haetten die jungen Leute nicht besessen. Der Mann haette eine gut bezahlte Stellung beim Strassenbau erhalten,

waere die ganze Woche draussen bei der Arbeit gewesen, die Frau waere in der Zentrale der Kolonie geblieben. Die alte Taktik, die auch diesmal zum Ziel gefuehrt haette. Um die Frau willfaehrig zu machen, solle er gedroht haben, den Mann zu entlassen. Die Sache kam sehr bald heraus. Da waren zuviel Augen, die aufpassten. Der Mann verpruegelte seine Frau, bis sie ihn anflehte, sie, um seines Kindes und der heiligen Jungfrau willen, nicht tot zu schlagen und ihr zu verzeihen. Da liess er von ihr ab, lud seine doppellaeufige Jagdflinte mit groben Rehposten [sic] und lauerte an einer Wegebiegung dem Direktor auf. Auf fuenf Schritt Entfernung schoss er dem Don Juan die Ladung beider Laeufer in den Leib. Aus [sic] [Als] man ihn auffand, lag er im Sterben. Drei Stunden hat er sich bei vollem Bewusstsein hinquaelen muessen, bis es zum Ende kam. Zeit genug, um zu bereuen. In derselben Nacht war der Italiener mit seiner Frau verschwunden. Einige Landsleute halfen ihm wohl seine Sachen fortschaffen [sic]. Als die Polizei andern Tags kam, war er ueber alle Berge. Er soll in Paraná sein, da ist er sicher.“

Der Erzaehler schwieg. Liebkosend strich seine Hand ueber den Kopf der alten Huendin, die an seiner Seite schlief.

„Ich weiss nicht, wie es kommt, dass ich Ihnen dies alles erzaehle. Mit niemanden habe ich je darueber gesprochen. Aber eine Nacht wie diese weckt Halbvergessenes. Die bleichen Schatten der Erinnerung steigen auf und bringen die Saiten der Seele zum Schwingen. Es war solch eine Nacht voll Mondschein und Fliederduft, als wir uns zum ersten Male kuessten. Wir beide so jung und voller Hoffnung. Wie oft schon habe ich mich gefragt: wer von uns beiden Maennern, die das gleiche Schicksal traf, hat wohl recht gehandelt? Jener, der blind seinen Instinkten folgte, oder ich. Der Verstand will mir eine Antwort aufzwingen, das gereifte Urteil, die Erfahrung, alle diese Faehigkeiten, unter denen sich doch nur der Egoismus des Menschen verbirgt, kommen ihm zur Hilfe. Und doch spricht in meinem Innern immer wieder eine Stimme dagegen. Vielleicht koennen Sie es mir sagen: Habe ich recht gehandelt?“

Die Frage traf mich unerwartet. Ich ueberlegte kurz, dann stammelte ich: „Ich kann nur sagen, Sie haben vollkommen korrekt gehandelt.“

Ein bitteres Laecheln legte sich um den Mund des Tropeiros.

„Ja, korrekt! Richtig. Korrektheit, das ist das Ding, womit wir unser Herz totschiessen, wenn es seine Stimme erhebt. Lassen wir es ruhen. Es wird mir wohl niemand die richtige Antwort geben koennen.“

Ueber dem Bache der Weide stiegen weisse Nebelschwaden auf.

„Es wird kuehl. Ist auch schon laengst Zeit zum Schlafen“, meinte mein Nachbar.

Wir streckten uns auf die Pelze und wickelten uns in die Ponchos. Bald versank ich in Schlaf. Die Sonne lugte bereits ueber die Pinien, die den fernen Kamp umsaeumten, als ich erwachte. Die Tropa stand schon fast reisefertig. Herr und Knechte waren dabei, die letzten Tiere aufzusatteln. Wie fest musste ich geschlafen haben, dass ich von dem Laerm nicht aufgewacht war.

„Wohl Ihr Pferd, dieser Schwarzschiimmel?“ rief mir der Tropeiro zu. „Er hat sich meinen Tieren zugesellt und kam mitgelaufen.“

Ein langes Suchen in der taufeuchten Weide war mir erspart. Ich legte dem Schimmel den Halfter um und band ihn an einem Stubben fest.

Das letzte Tier der Tropa war gesattelt. Ein paar Tragkoerbe, aus Rohr geflochten, hingen ihm zu beiden Seiten des Tragsattels. Der Tropeiro ergriff die Huendin und setzte sie in einen der Koerbe.

„Sie wuerde mir unterwegs liegen bleiben, wenn ich sie laufen liesse. Diana ist schon zu alt, um lange Reisen zu machen.“

Er band sich die beiden Riemen seines breitkraempigen Filzhutes unter dem Kinn zusammen.

„Es hat mich gefreut, wieder einmal einen Landsmann zu treffen. Ich vermeide es sonst, mit Menschen zusammen zu kommen. Man verliert nichts dabei.“

Die Tropa war reisefertig. „Los“, befahl der Tropeiro. Die Knechte sassen auf. Zwei setzten sich an die Spitze, ihnen folgte die Leitstute. Erst ein wirres Durcheinander, jedes Tier [sic] [,] strebte vor das andere zu kommen. Dann kam Ordnung in die Tropa. Ein Tier trabte hinter dem andern. Den Schluss machte der dritte Knecht.

„Die letzte Herva-Tropa fuer dieses Jahr. Jetzt bleibe ich wieder fuer zwoelf Monate im Walde. Wen der Wald einmal hat, den laesst er nicht wieder los.“

Er reichte mir die Hand und legte mir nach brasilianischer Sitte den Arm um die Schulter.

„Ich lade Sie nicht weiter ein. Aber wenn Ihr Weg wieder einmal hierher fuehren sollte, sind Sie mir herzlich willkommen. Es sind nur zwei Tagesritte von hier. Jeder Caboclo kann Ihnen den Weg nach meinem Retiro weisen. Fragen Sie nur nach dem Tropeiro Testa Branca. Auf Wiedersehen!“

Mit einem Satz sass er auf seinem starken Maultier. Gruessend hob er die Hand. Ein schwermuetiges Laecheln flog ueber seine gebraeunten Zuege. In schnellem Trabe strebte er der Tropa nach.

Auch ich sattelte meinen Schwarzsimmel. Zwei gute Tagesritte lagen vor mir. Ich musste mich dazu [sic] halten, wenn ich rechtzeitig den Zug nach dem Norden erreichen wollte.

Unterwegs klang mir noch immer die Frage des Tropeiros in den Ohren: „Habe ich recht gehandelt?“

Fonte: *Kalender der Serra-Post (Serra-Post Kalender)*. Ijuí, Ulrich Löw, 1941, p. 205-224.